



Wer Erfolg haben will, muß die Welt nicht konstruieren, wie sie sein sollte, sondern er muß sie nehmen, wie sie ist.

Illustrierte Sonntags-Beilage zur № 125 des

Handels- und Industrieblatt Neue Lodzer Zeitung

— № 12. —

Sonntag, den 2. (15) März 1908.

Das Portweinfäß. * Eine Geschichte aus Portugal von Alfred Funke. ♦♦♦

Der Baron Antonio de Villa Tereza saß in seiner seidenen Morgenjacke am Arbeitstisch und las die eingelaufene Korrespondenz. Durch die hohe Glasür, durch welche der Blick auf die grünen Rasenflächen, die Rosen und Kamelien des Gartens fiel, strömte die würzige Morgenluft. Der blinkende Sonnenschein spielte an den schimmernden Rachefronten der Häuser von Oporto, tiefgrün strömte der Douro zwischen den Felsen, über welche sich in ungeheurem Bogen der Wunderbau der Brücke wölbte, und fern im Westen blaute das ewige Meer. — Der Baron Antonio hatte nicht immer den stolzen Titel geführt, vor zwei Jahren hieß er noch einfach Antonio Fonseca wie sein Vater und Großvater auch, die unten im Hafenviertel mit Zwiebeln und Stockfisch gehandelt und eine Handvoll Milreis zusammengekratzt hatten. Aber die feine Matte auf den Fliesen des Fußbodens, der dicke Smyrnateppich, die schweren Jacarandamöbel und die tickende Goldpendule auf dem Marmorsims über dem Ramin hatten im Elternhaus des Barons gefehlt, und seinen Vater hatte er nie anders als in einem bunten Baumwollhemd und leinenen Beinkleidern gesehen, es sei denn, daß er am Festtage seinem Schutzpatron in der alten Kirche St. Antonio einen Anstandsbesuch machte.

Aber der junge Antonio hatte das Geschäft besser verstanden als Vater und Großvater. Auch er hatte mit Zwiebeln und Stockfisch angefangen, mit Sardinen fortgefahren und mit dem Weinhandel ein großes Vermögen gemacht. Und als er auf der englischen Bank ein Guthaben von sieben Ziffern hatte, fuhr er nach Lissabon und kaufte sich den stolzen Titel eines Barons von Villa Tereza. Zwar seine Gattin hätte es noch lieber gesehen, wenn er als „Visconde“ zurückgekommen wäre. Aber das hätte noch eine Stange Gold mehr gekostet, und Donna Maria Fonseca mußte zufrieden sein, sich Baroneza zu nennen, denn vor einigen Jahren stand sie noch im Geschäft ihres Mannes und packte auf, daß kein Kupferstück unnütz umkam. Das war nun vorbei, und die Baronin spielte jetzt die große Dame, so gut sie das konnte. Sie puderte sich täglich zweimal, trug alle acht Tage ein anderes Seidenes zur Messe und hatte an den kurzen fetten Fingern ein kleines Vermögen von Brillanten. Sie kümmerte sich als große Dame nun um nichts mehr im Hause, und es war gut, daß das Personal ihm nicht das Laßen unter dem Leibe wegnahm. Der Baron war überhaupt trotz seines Guthabens auf der englischen Bank ein Pfennigfuchser geblieben, und den Weinhandel hatte er nie ganz aufgegeben.

Er schmunzelte, als er den Brief des Agenten aus Lissabon las, der für einen unerhört billigen Preis eine gute Part gefunden hatte, welche die nächste Ladung Wein nach Rio de Janeiro und Buenos-Ayres bringen wollte. Da sprang also ein stattliches Summchen heraus, und der Baron Antonio nahm die Feder und schrieb seinem Agenten Felisberto einen sehr anerkennenden Brief. Warum auch nicht? Bisher hatte er den großen Dampfergesellschaften schwere Frachten bezahlt. Dieser arme Schlucker von Segler tat es für ein

Billiges, und gerade Wein vertrug keine hohen Frachten. Antonio lächelte vor sich hin, er hatte trotz der hohen Frachten stets ein vorzügliches Geschäft gemacht, denn hin und wieder verlud er ein Fäßchen von einer ganz besonderen Sorte, und dieses eine Fäß hatte ihm stets mehr eingebracht, als tausend Fäß roten Weines von den Ufern des Douro. Man mußte das Geschäft nur verstehen, und Antonio war eigentlich nur durch einen Zufall dahintergekommen. Er hatte einmal einen brasilischen Hundertmilkschein gewechselt und hinterdrein bemerkt, daß er ein Papier besaß, das nicht ganz einwandfrei war. Er fand den guten Mann auch wieder, der ihm den verdächtigen Schein gegeben hatte, und hätte ihm ein paar Monate vergitterte Sommerfrische verschaffen können. Aber Antonio tat das nicht, sondern redete mit dem Manne ein Wort im Vertrauen, setzte sich mit ihm auf die Eisenbahn und machte einen kleinen Abstecher in ein kleines Provinznest, wo eigentlich für einen geschickten Lithographen kaum ein Kundenkreis war. Aber der ehrenwerte Manuel Pires, der dort den Zeichenstift und die Gravirnadel führte, stand sich offenbar gut bei seinem Geschäft, und seitdem er den Herrn



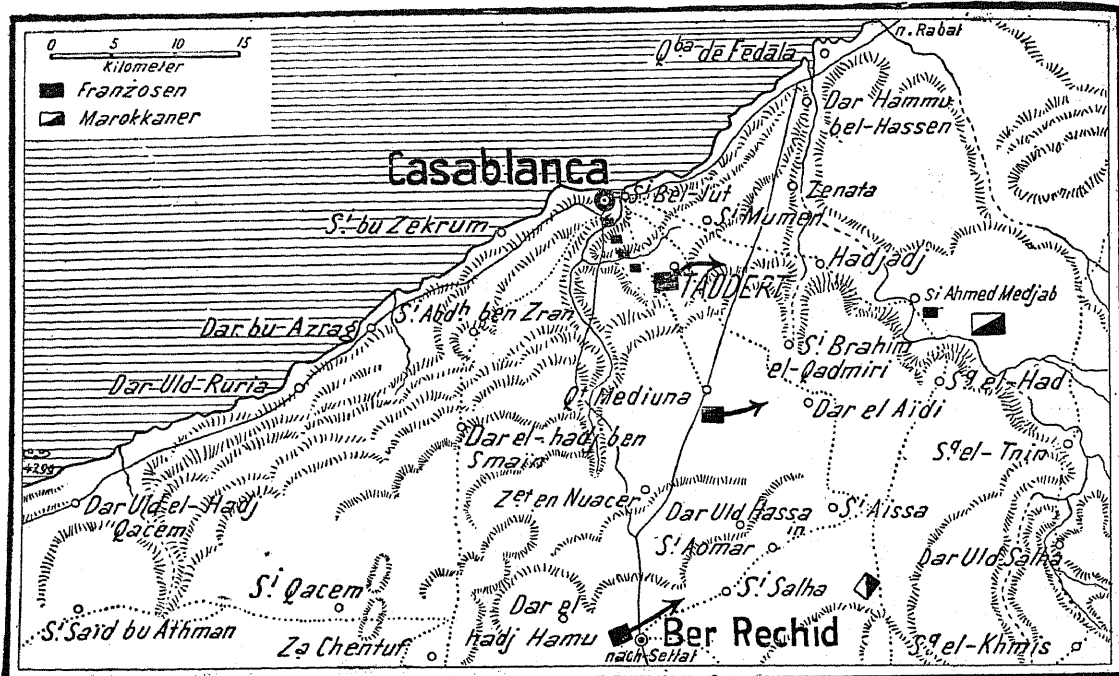
Franz Schuler,
erster Tenor am Thalia-Theater,
feiert sein 20jähriges Künstlerjubiläum,
(Zert Seite 96.)

Antonio Fonseca kennen gelernt hatte, ging es ihm offenbar noch besser. Er hatte aber auch eine geschickte Hand und kaum ein Mensch, der einen der bunten brasilischen oder argentinischen Geldscheine in die Hand nahm, merkte, daß sie nicht von der hohen Obrigkeit der betreffenden Republiken, sondern von Manuel Pires ausgegeben waren. In Brasilien und Argentinien waren sie zu hunderten aufgetaucht, aber vergeblich suchte die Polizei nach dem Wege, auf dem die bunten Papiere die Grenze der Republik überschritten. Auf den Zollstationen wurden Kisten und Kasten bis auf den Grund durchwühlt, aber selbst der scharfsichtigste Beamte fand nichts von falschen Scheinen, und ein paar Tage darauf kamen die Beute gerannt und schrien Peter und Mordio, weil ihnen wiederum ein solcher falscher Teufelsfeger in die Ladentasse geschmuggelt war. —

Antonio Fonseca hatte einen glänzenden Gedanken gehabt, als er den Lithographen aufsuchte. Er nahm ihm für gutes portugiesisches Geld ganze Päckchen der ausländischen Scheine ab, lötete diese in Zinkkästchen ein und ließ die Kästchen an die Innenwand des Portweinfasses schrauben, das an seinen Vertrauensmann nach Rio oder Buenos-Ayres ging. Bisher hatte noch keine Polizeinase den Inhalt der sonderbaren Portweinladung gewittert. Wer sollte das auch? Sein Vertrauensmann, der ehrenwerte Pinto Pereira in Rio, und der gleich ehrenwerte Don Esteban Gonçalves in Buenos-Ayres, ließen den Wein abfüllen, zerschlugen die Fässer und öffneten die Kästchen. Dann flatterten die bunten Scheine in alle Winde. Kein Wunder, daß der Baron de Villa Tereza diesen einträglichen und mühelosen Handel nicht völlig aufgeben wollte.

Nun hatte er wieder eine gute Ladung fertig liegen, beorderte telegraphisch den Segler von Lissabon nach Oporto, und wenn auch die Bark gerade kein Muster von Sauberkeit war, sondern ein alter Rattenkasten, in dem es abscheulich nach Knoblauch und Zwiebeln stank, so machte er doch eine billige Fracht, und dem Baron Antonio war es herzlich gleichgültig, ob seine Portweinmarke auf einem schmutzigen oder sauberen Schiffe ans Ziel kam. Er selbst hätte freilich die Reise mit der Bark Anninha nicht machen mögen, denn unter der Mannschaft zeigten sich ein paar wahre Galgengesichter, die eher auf einen Piraten als auf ein ehrbares Segelschiff gehörten. Der Kapitän selbst roch stark nach Portwein und die gesamte Besatzung war offenbar jeder Temperenz feindlich gesinnt. Das konnte dem Baron Antonio gleichgültig sein, wenn die Kerle nur seinen Portwein nicht tranken.

Die Bark hatte indes kaum die Sandbänke an der Mündung des Douro hinter sich, als der Kapitän kurzer Hand befahl, ein Faß Portwein anzubohren und ein paar Flaschen darans abzuziehen. Das war in den Augen der Schiffsleute keine Sünde, und wer nicht gerade an Deck Wache gehen mußte, holte sich seine Ration aus dem gleichen Faße, bis es leer war. Dann nahmen sie das leere Faß



(Text Seite 93.)

und warfen es über Bord. Das war nun nicht ganz korrekt gehandelt, aber weder Kapitän noch Matrosen machten sich sonderliche Gewissensbisse. Sie zogen in den folgenden Wochen ihre Ration Wein seelenruhig aus der Ladung des Barons Antonio. Nur daß sie aus jedem Faß einen Teil nahmen, denn mehr als eine Tonne konnte man nicht gut über Bord feuern, ohne daß der Empfänger der Ladung einen wüsten Lärm schlug. Die Anninha segelte ihren Kurs und lag nach vier Wochen vor Anker im weiten Hafen von Rio. Der Vertreter des Barons Antonio übernahm die Ladung, verzollte sie, und die Anninha segelte weiter nach Süden. Somit wäre alles in schönster Ordnung gewesen. Aber der Baron schüttelte verständnislos den Kopf, als er die Drahtung aus Rio vor sich hatte:

„Ladung erhalten, Inhalt fehlt.“

Er ging sofort zur Kabelgesellschaft und drahtete nach Rio: „Inhalt vorschriftsmäßig abgegangen.“ Aber schon am Abend kam die Antwort: „Inhalt fehlt.“ Er verstand diese nicht, doch eine Ahnung sagte ihm, daß irgend etwas nicht in Ordnung sei.

Man mußte daher die nächste Post abwarten, und diese brachte aus Buenos-Ayres zwar die Bestätigung des Eingangs der Ladung, aus Rio aber kam leider die Erklärung, daß gerade das eine Faß fehle, sonst aber sämtliche Tonnen ein wenig angebohrt seien. Antonio fluchte und forschte nach der Anninha. Die war mit einer Ladung Verba nach Ecuador gegangen, und kein Mensch wußte, wann sie wieder vor Lissabon oder Oporto anfern würde. Da ergab sich der Baron in sein Schicksal und bestellte eine neue Sendung bei Manuel Pires. Aber er schlief seit der Zeit schlecht und hatte böse Träume. Wenn er nur gewußt hätte, was aus den Teufelspapieren geworden war! Ob sie der Agent in Rio für eigene Rechnung vertrieben hatte? Aber das hätte er ja auch früher tun können, und bisher hatte Antonio keinen Grund, dem Mann in Rio zu misstrauen. Also zermartete er sein Gehirn weiter und schlief schlecht. Er sah nach einigen Wochen geradezu leidend aus und der Arzt riet ihm, aufs Land zu gehen. Da packte Antonio den Koffer, denn sein Leben hatte er lieb. Er fuhr den Douro hinauf, bis er nach Regoa kam, wo die grünen Reben zu Tausenden stehen. Da mietete er sich ein, ging täglich spazieren, trank sein Gläschen und hatte seine Freude an den Trauben,



Der Schlussakt des Dramas von Allenstein. Das Grab Goebens.

(Text Seite 95.)

welche den guten Wein gaben, und am Wein hatte er sein Geld verdient. Aber wenn er an Portwein dachte, fiel ihm auch die ver-
wünschte Geschichte mit der Anninha wieder ein, und mit der Ruhe
war es dahin. Dazu hatte in den
Zeitungen eine Notiz gestanden, die
Polizei sei durch Zufall auf die Spur
von Münzvergehen gekommen. Darüber
lachte er zuerst, dann zog er die Stirn
in Falten, denn so wenig er die Po-
lizei fürchtete, so großen Respekt hatte
er vor dem Zufall.

Eine Woche später hatte er aber
die Notiz doch vergessen, und nach
einem tüchtigen Marsch zwischen den
Weinbergen hin ging er in sein Gast-
haus, denn er hatte Lachs und ein
gutes Rebhuhn bestellt. Dazu ein Glas
weißen Wein, wie er nirgends besser
als in Regoa wuchs, und man konnte
selbst eine dumme Zeitungsnachricht
darüber vergessen. Am Wirtstische saß
bereits ein Gast, grüßte höflich und
tafelte mit Antonio. Er hob sein Glas,
kostete und lobte den Wein: er sei be-
nahe so gut wie die Marke, die er
früher von Antonio Fonseca bezogen
habe. Der sei nun aber ein großer
Herr und kümmerge sich den Teufel um
den Weinhandel. Da schmunzelte An-
tonio vergnügt, denn dieser Gast hatte
einen richtigen Respekt vor einem Ba-
ron, und als der Fremde ihn zu einem
kleinen Gang nach Tische aufforderte,
war der Baron mit Vergnügen bereit.
Der Gast schritt mit dem Baron den
Weg zum Bahnhof entlang und löste
am Schalter zwei Fahrkarten, und da
der Zug nach Oporto fünf Minuten
darauf kommen mußte, fragte der Fremde,
wie Antonio darüber denke, mit ihm
dahin zu fahren. Dazu verspürte der
Baron keine Lust, aber als der Zug
eintrasselte, machte der sonderbare
Fremdling gar keine Umstände mit
dem Baron, vor dem er doch soeben
noch den tiefsten Respekt bezeugt hatte.
Er zeigte seine Legitimation, öffnete die
Tür zu einem leeren Abteil
und ehe der Baron sich von seinem Schreck
erholte, rollte er einer
ungewissen Zukunft entgegen.

Vor dem Richter schlug er einen gewaltigen Lärm. Wie man
dazu komme, einen Baron wie einen ganz gewöhnlichen Spitzbuben
mitten am helllichten Tage einstecken zu lassen. Aber er war bald still.

„Kennen Sie diese Marke?“

Eine Faßdaube mit dem eingebraunten Stempel seiner Firma
lag vor ihm.



Amerikanische Schulrettungs-Apparate.

(Text Seite 93.)

der dumme Teufel Manuel Pires kam ins Loch, und der Baron
mußte von allen guten Geistern verlassen sein, wollte er nicht das
Verlorene einzubringen versuchen.

Freilich, die Portweinfässer taugen nicht mehr dazu, aber
er hat eine andere Methode ausgeklügelt, die bis heute ein Ge-
heimnis ist.

„Sawohl,“ sagte er beklommen.
„Und dieses Kästchen?“ Da wurde
er bleich und die dicken Angsttropfen
standen ihm auf der Stirn. Fischer
aus Espinho hatten das treibende leere
Faß aufgefunden, und weil die Marke
des Hauses Fonseca bekannt war, so
hatte man den Eigentümer schnell ge-
funden. Aber das Faß war von der
Brandung arg mitgenommen, daß die
Fischer es als Brennholz verwerten
wollten. Da fanden sie die Zinkkäst-
chen, und die Polizei wußte bald, was
die bunten Scheine wert waren.

Nun saß Antonio wieder einsam
und hing seinen Gedanken nach. Aber
eine seidene Jacke hatte er nicht, und
statt des bequemen Sessels hockte er
auf einem plumpen Schemel und die
Aussicht auf die gute Stadt Oporto
genießte er nur durch ein Eisengitter.
Sein Freund Manuel Pires saß ein
paar Zellen weiter, und beiden war
es nicht sonderlich wohl zu Mute. —
Denn die Gesandten der Republiken
hatten Strafantrag gestellt, und das
Lügen hatte nichts geholfen. Das hatte
man nun davon, daß man um ein
paar Milreis billiger verfrachtet hatte!
Und was war an allem Übel schuld?
Ein ganz erbärmlicher Seemannsdurst
und ein ganz gewöhnliches Portwein-
faß. Und der Baron nahm sich vor,
den ganzen Weinhandel an den Nagel
zu hängen, wenn er erst wieder in
seinem schönen Hause an der Rua
do Principe saße, wo die Baronin
lamentierte und den Himmel und die
Engel zu Zeugen der Unschuld Anto-
nios anrief.

Die ganze Geschichte liegt nun
hinter dem Baron, sie hat ihm ein
großes Stück Geld gekostet, denn nur



Franz Schuler.

(Porträt f. Titelseite.)

Der erste Tenor des hiesigen Thalia-Theaters, Herr Franz
Schuler begeht am kommenden Mittwoch, den 18. d. Mts.
den Tag, an dem er vor zwanzig Jahren zum ersten Male die
weltbedeutenden Bretter betrat und hat ihm die Direktion für diesen
Abend eine Jubiläums-Vorstellung bewilligt, bei der die Döllinger-
sche Operette „Don Cesar“ zur Aufführung kommen wird. Über
die Künstlerlaufbahn des Herrn Schuler erfahren wir Folgendes:

Nach eifrigem Studium bei dem berühmten Gesangsmeister
Professor Julius Hey, dem Gründer der Bayreuther Stylbildungs-
stufe und Herausgeber des epochemachenden Werkes „Deutscher Ge-
sangs-Unterricht“, zuletzt in Berlin tätig, betrat Franz Schuler am
Hoftheater in Coburg-Gotha im Frühjahr 1888 zuerst die Bretter,
als „David“ in den „Meisterfänger von Nürnberg“, so gleichsam

als ein richtiger „Lehrbube der heiligen Kunst.“ Obgleich er sich
da unbewußt eine Probe allerschwerster Art selbst auferlegte, gelang
das Wagestück so überraschend günstig, daß man in dem nahen Bay-
reuth auf ihn aufmerksam wurde und ihn für die Festspiele des
Jahres 1889 für die Rolle des „David“ als Ersatzmann für den
so berühmten David, Herrn Hofmüller engagierte. Auch 1891 beim
ersten „Tannhäuser“ in Bayreuth wieder tätig, ging Schulers ganzer
Werdegang von dem Festspielhügel in Bayreuth aus. Dann kam
er an das Hoftheater in Mannheim als lyrischer und Spieltenor.
Dasselbst machte der Hoftheaterintendant Freiherr von Stengel Herrn
Schuler auf sein Talent für die Operette aufmerksam und er freite
dasselbst den „Zigeunerbaron“ und „Hoffmann“ unter Weingartners
Leitung. Dann wurde er an das Theater an der Wien in Wien

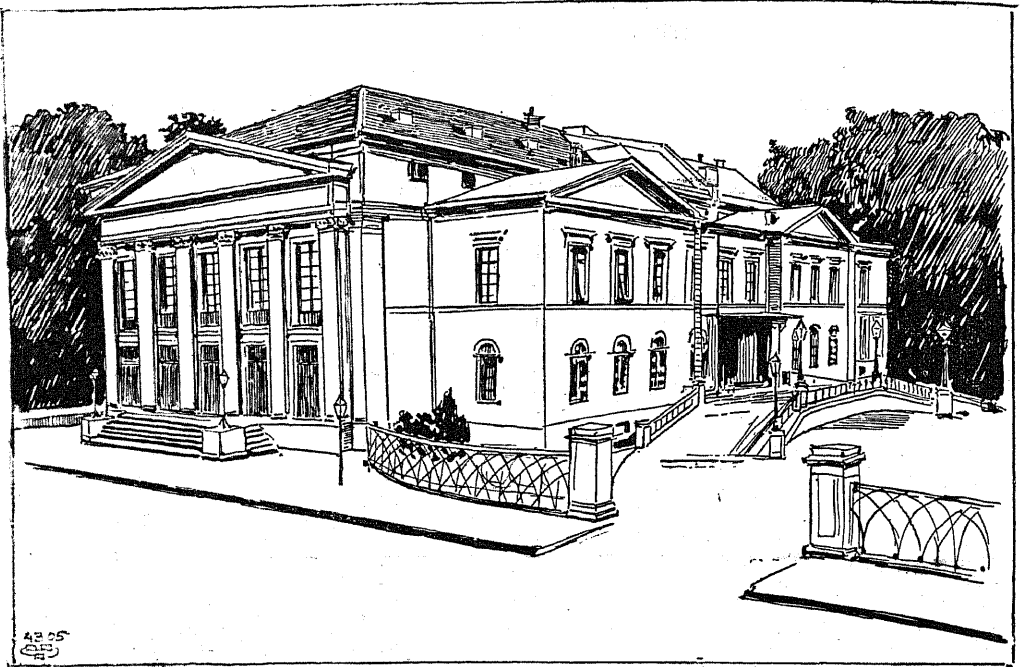
gerufen, wo er unter des Komponisten Leitung unter stürmischer Begeisterung der Wiener den Zigeunerbaron sang. Von da in erster Position am Markttheater in Wien, die Operetten „Lachende Erben“ und „Edelweiß“ kreirend, tätig, kam Schuler nach Berlin an das neue Theater „Unter den Linden.“ In den Jahren 1894 bis 1896 hier in Lodz, kam er sodann mehrere Jahre nach Breslau, Frankfurt a. M., Dresden, Brünn, Chemnitz, war hierauf zuletzt vier Jahre am Stadttheater in Riga, wo er als Wagnerfänger, speziell als „David“ und „Wime“ in dem „Ring der Nibelungen“ großes Aufsehen erregte. Mit großer Freude lehrte Franz Schuler im September v. J. zu dem von ihm sehr verehrten, kunstbegeisterten Nestor der deutschen Bühne, Herrn Direktor Albert Rosenthal zurück und gereicht es ihm deshalb wohl zu ganz besonderer Ehre, gerade unter seinen Augen ein Jubiläum feiern zu können, denn 20 Jahre als Tenor und nur immer als Tenor in allererster Position, ist wohl heutzutage eine Seltenheit.

Herr Franz Schuler erfreut sich beim hiesigen Publikum der größten Sympathien; und hoffentlich werden dieselben an seinem Ehrenabend am Mittwoch durch recht zahlreichen Besuch des Theaters erneut zum Ausdruck gebracht werden. —



Ein 50jähriges Doppel-Jubiläum.

In diesen Tagen feiert das Fabrikbesitzer Schaja Rosenblatt'sche Ehepaar sein fünfzigjähriges Ehejubiläum und wird es, da sich das Jubelpaar eines großen Freundes- und Bekanntenkreises zu rühmen hat, jedenfalls unsere Leser interessieren, etwas Näheres über dasselbe zu erfahren. Herr Schaja Rosenblatt erblickte das Licht der Welt im Jahre 1842 in Lodz, verheiratete sich im Alter von kaum siebenzehn Jahren mit seiner ihm noch heute



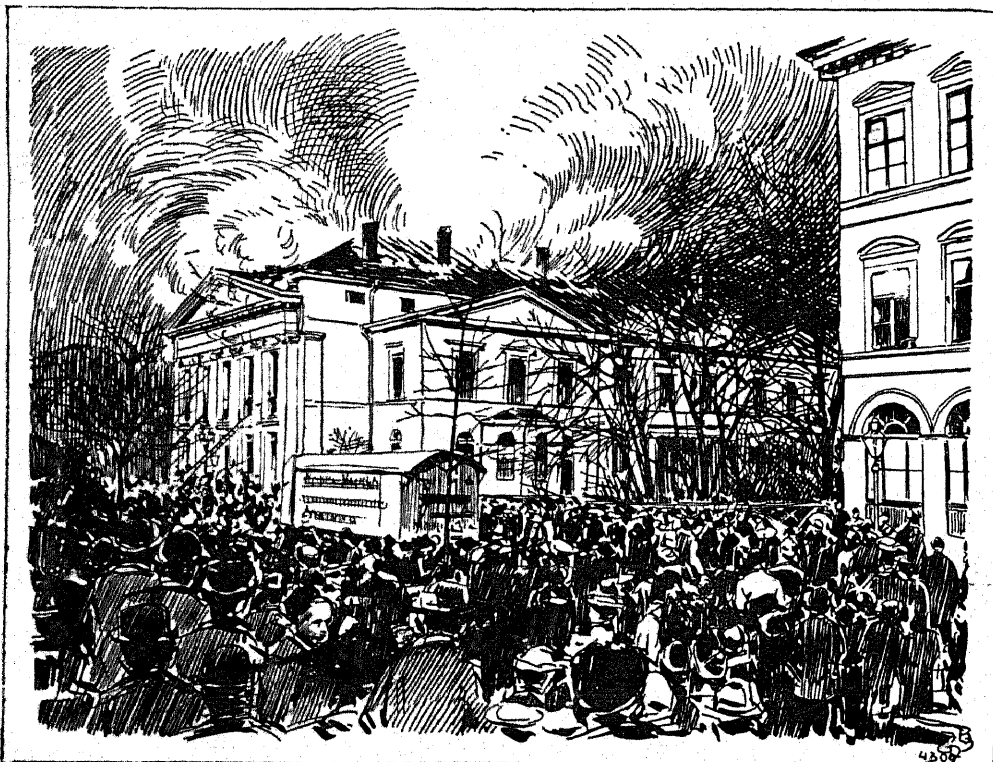
Das abgebrannte Hoftheater in Meiningen.

(Text Seite 95.)

zur Seite stehenden, in Przechborz geborenen Gattin Rosalie geb. Lasacka und begründete bald nach seiner Verheirathung in Lodz eine Wollspinnerei, sodas er gleichzeitig auch das 50jährige Geschäftsjubiläum seiner Firma, die seit dem Jahre 1893 „Aktien-Gesellschaft der Baumwoll-Manufaktur von S. Rosenblatt“ lautet, feiern kann. Rosenblatts Wollspinnerei wurde in der Fabrik von Bentert errichtet und von dort in die Fabrik von Louis Geyer verlegt; (hier war Herr S. Rosenblatt einige Zeit lang mit Wilhelm Ginsberg associiert). Von hier aus verzog die Spinnerei zu einem Teil in die ehemals Louis Peters (jetzt Scheiblersche) Fabrik an der Emilienstraße und zum anderen Teil in die Lemkowitz'sche Fabrik. Im Jahre 1885, nach Ankauf der Simon Heymann'schen Druckmaschinen, betrieb er neben der Wollwarenfabrikation und Wollspinnerei nun auch die Druckerei, er bereitete vielfach persönlich die Landgüter des Königreichs Polen behufs Wolleneinkaufs und galt damals als einer der größten Wollwarenfabrikanten, be-

sonders aber als größter Wollspinner. Schaja Rosenblatt zählte schon damals zu den größten und geachtetsten Großindustriellen unserer Stadt und wir gehen nicht zu weit, wenn wir behaupten, daß seinem weitblickenden Unternehmungsgeist und seiner nimmerrastenden Schaffenskraft unsere Stadt zu einem bedeutenden Teil ihr Aufblühen zu verdanken hat. Im Jahre 1887 begann der Bau des riesigen Fabrikab-lissements auf dem beinahe ein ganzes Straßengeviert einnehmenden eigenen Grundstück an der Karola-, Duga-, Radwanska und Panskastraße, das eine der imposantesten industriellen Anlagen unserer Stadt bildet. Sechs Jahre später, im Jahre 1893 gab Herr Sch. Rosenblatt die Wollwarenfabrikation gänzlich auf und gründete die Aktien-Gesellschaft, welche ausschließlich baumwollene Garne und Stückwaren erzeugt. Das imposante, nach den modernsten Anforderungen eingerichtete und geleitete Etablissement beschäftigt zirka 2400 Arbeiter, besitzt 53,788 Spindeln Feinspinnerei, 5760 Spindeln Ab-fallspinnerei, 690 mechanische Webstühle, drei Druckmaschinen u. s. w.

Trotzdem nun aber Herr Schaja Rosenblatt volle 50 Jahre rastlos tätig gewesen ist und auch heute als Präses und Haupt-leiter der Aktien-Gesellschaft wirkt, hat er doch in der aufopferndsten und uneigennützigsten Weise seine Kräfte dem Allgemeinwohl gewid-met. So ist er seit zirka fünfundzwanzig Jahren



Der Brand des Hoftheaters in Meiningen.

(Text Seite 95.)

Direktor des Lodzer Gegenseitigen Kreditvereins fünfundzwanzig Jahre hindurch, bis 1906, wo er selbst abdankte, gehörte er zum Vorstand der jüdischen Gemeinde und stand auch der Synagoge an der Promenadenstraße als Präses vor. Ferner bekleidet er noch in verschiedenen anderen öffentlichen Institutionen in arbeitsfreudiger Weise Ehrenämter.

Und die ehrwürdige Jubilarin Frau Rosalie Rosenblatt steht ihrem Gatten nun ein halbes Jahrhundert lang als treue Gefährtin zur Seite. Sie wird nicht nur von diesem und ihren Kindern und Enkelkindern innigst geliebt, sondern auch ihres Edelsinns und ihrer Herzensgüte wegen von den Armen und Notleidenden als ihre Beschützerin verehrt.

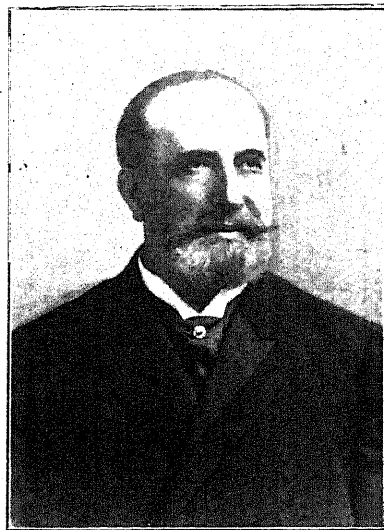
Indem wir anstehend ein Porträt des Herrn S. Rosenblatt bringen, wünschen wir dem Jubelpaare einen langen und glücklichen Lebensabend, der Firma aber ein weiteres Blühen und Gedeihen.



Amerikanische Schulrettungsapparate.

(Abb. Seite 91.)

Die furchtbare Brandkatastrophe in der Lake-Biem-Schule zu Collingwood bei Cleveland in Ohio, der an zirka 175 Kinder zum Opfer gefallen sind, lenkt wieder einmal den Blick auf den Schlandrian, der drüben vielfach bei öffentlichen Anstalten herrscht. Das Gebäude war völlig veraltet, es besaß überhaupt nur zwei Ausgänge und bestand größtenteils nur aus Holz. Man war sich der Gefährlichkeit des Bauwerks auch wohl bewußt, denn das Haus sollte niedergeworfen werden, und man vertraute ihm trotzdem täglich 400 Kinder an. Die Schulfrage liegt in Amerika stellenweise stark im Argen. Während die Großstädte wie Newyork und Chicago dank der Stiftungen vieler Millionäre über prächtige und moderne Schulgebäude verfügen, suchen andere Gemeinden zu knausern, und bringen die Kinder in alten billigen Mietshäusern unter. Dieses Verfahren hat schon viele Proteste hervorgerufen und es soll auch nicht verkannt werden, daß namentlich unter dem Druck der Presse überall Anzeichen einer Besserung bemerkbar werden. Es geht aber sehr langsam. In mehreren Städten ist nun, um wenigstens im äußersten Falle der Not, also bei plötzlichem Ausbruch eines Feuers, schnelligste Hilfe zu haben, an das Schulgebäude ein runder Eisenturm angebaut worden, wie ihn unser Bild zeigt. Das



S. Rosenblatt.
(Zert anstehend.)

Innere füllt eine nicht allzu stark geneigte Wendelrutschbahn aus, die von den einzelnen Stockwerken aus durch Türen erreicht werden kann. Die Kinder haben nur die Rutschbahn hinabzurutschen und sind im Freien. Allwöchentlich finden übrigens Uebungen mit diesem Rettungsapparat statt, so daß die Kinder auf den Apparat förmlich dressiert sind. In Cleveland hat man diesen Apparat leider noch nicht besessen, der zweifellos die aus den oberen Stockwerken herabstürzenden Kinder schneller hinausbefördert haben würde und damit auch die Rettung der in den Ausgängen festgeklebten Kinder ermöglicht hätte.

Zur Lage in Marokko.

(Karte Seite 91.)

Die Lage in Marokko beginnt schon seit einigen Tagen für die Franzosen gefährlich zu werden. Die Truppen Mulay Hafids umschwärmen die französischen Streifkolonnen, schneiden die Zufuhren ab und bringen die vorgeschobenen Posten in verzweifelte Situationen, aus denen diese nur unter großen Opfern an Menschenleben befreit werden können. — Es wird immer klarer, daß sich Frankreich in Marokko gehörig in die Messeln gesetzt hat. Mulay Hafids Einfluß verdrängt denjenigen seines Bruders Abdul Afis, der unter der Obhut der Franzosen in Rabat sitzt, immer mehr und selbst an der algerischen Grenze, wo noch vor kurzem

General Dautrey so mühelos Vorbeeren ernten konnte, beginnt es wieder unangenehm zu werden, da auch hier schon die Harkas Mulay Hafids auftauchen. Unsere Kartenspiße bezieht sich auf die Lage der Franzosen unter General d'Amade bei Casablanca. Vier vorgeschobene Kolonnen der Franzosen wirken hier zusammen. Die eine, am weitesten nach Süden und dem bereits mehrmals von den Franzosen eroberten Serrat vorgeschoben, lag bislang in Ber Reschid, die zweite bei Mediuna, die dritte bei Paddert und die vierte streifte längs der Küste auf Rabat zu bis zu den Ufern des Mellahsflusses. Der Vorstoß der Marokkaner nach Rabat nötigte die Franzosen, zu Gunsten des gefährdeten Abdul Afis einzugreifen und alle vier französischen Kolonnen erhielten den Befehl, nach Osten aufzubrechen und sich bei Kidi Ahmed Medjab unter d'Amades Oberbefehl zu vereinigen. Bevor noch diese Vereinigung durchgeführt werden konnte, wurde die Abteilung aus Mediuna, die zuerst am Rendezvousplatze eingetroffen war, von den Marokkanern überfallen und hatte große Verluste. Erst eine Kavallerieattacke konnte den Franzosen etwas Luft verschaffen. Immerhin hatten sie an Toten und Verwundeten gegen hundert Mann, meist Franzosen, verloren.

„Chasta“-Gur-Suf,

Krim.

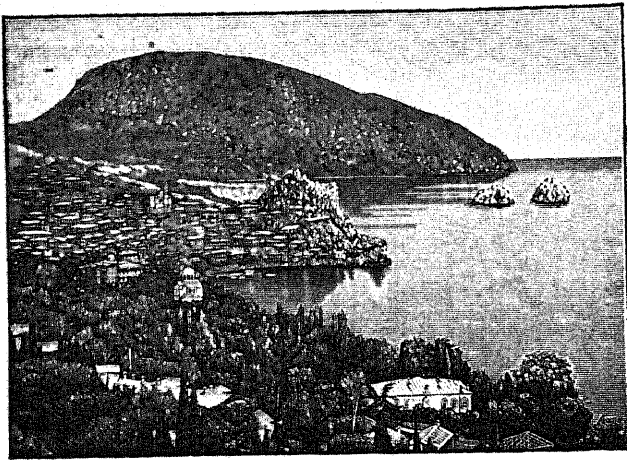
(Hierzu fünf Abbildungen.)

Was immer auch Wahres an dieser alten Noach-Legende sein mag, das Eine steht fest, einen guten Tropfen Wein wußte man schon vor undenklichen Zeiten zu schätzen, für manchen Menschen aber ist er noch heute der Inbegriff alles Begehrtenwertes. Und es kann auch nicht Wunder nehmen, ist doch die Herrlichkeit des Weines, seine feurige belebende Kraft, seine Würze und sein Aroma bereits von Tausenden und aber Tausenden von Dichtern und Poeten gepriesen worden.

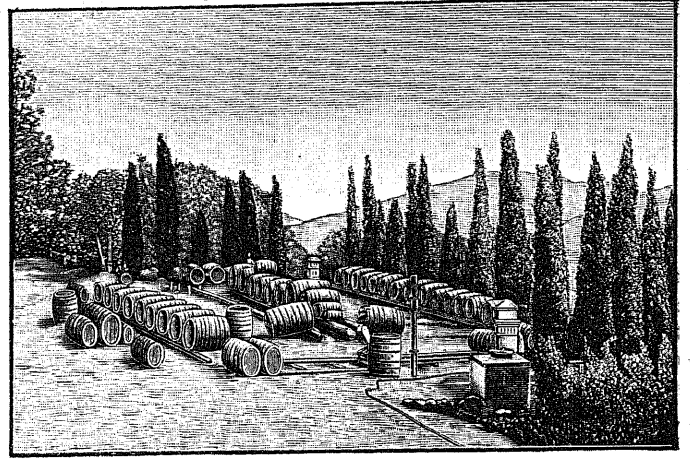
Trotz alledem ist der Wein, aber auch heute noch nicht zu einem Getränk geworden, das man Gemeingut der Menschheit nennen könnte. Nur in wenigen Ländern und Gegenden, die von der Natur

Da griff der Herr ins Paradies und schenkt ihm einen Weinstock süß. —

besonders begünstigt sind, wo sich Klima und Bodenbeschaffenheit gleich gut dazu eignen, gedeiht die Rebe, wird das Traubenblut zum Nationalgetränk des Volkes, dessen Charaktereigenschaften es seinen unverlöschlichen Stempel aufdrückt. Damit steht auch die begründete Anschauung im Zusammenhange, daß sich nicht alle Völker gleich gut zum Weinbau eignen. Schon im Diluvium in Südeuropa und in einem Teil Mitteleuropas, sowie schließlich im ganzen Mittelmeergebiet vertreten, traf ihn der Mensch wild an und es steht außer allem Zweifel, daß der Weinstock auch den Menschen, nachdem dieser in die Vegetation eingriff, überall dorthin begleitete, wo er seinen Fuß hinsetzte, wo das Klima und die Bodenverhält-



Gurzuf an der Südküste der Krim.



Portwein- und Madeira-Lager auf dem Gute „Chasta.“

nisse dem Fortkommen der Rebe kein Hindernis in den Weg stellte. Nur wir waren in dieser Beziehung wohl stets schlecht daran, denn die Ebene des Landes, die darüber fast ungehindert dahin brausen, den Herbst- und Frühlingsstürme, sowie schließlich auch der lange, strenge Winter, machten es unmöglich, an einen lohnenden Weinbau zu denken. Erst mit dem Moment, da das große russische Reich die kaukasischen Völkerstämme unterwarf und seine Arme weit bis an die Küsten des Schwarzen und Asow'schen Meeres, sowie über andere unermessliche Gebiete ausbreitete, trat auch in dieser Beziehung für uns ein Wandel zum Besseren ein. Der Kaukasus, die Krim und Bessarabien boten ja alles, was sich der Mensch nur wünschen konnte, ja, die dort bereits gezüchtete Rebe konnte es bezüglich der Größe und der Schönheit ihrer Trauben, und, wenn auch der Veredelung bedürftig, wohl mit allen, seit Jahrhunderten und vielleicht seit Jahrtausenden gepflegten Weinsorten aufnehmen.

Doch der Prophet gilt selten was im eigenen Lande. Die unzähligen Weinsorten, die bei uns auf den Markt gebracht worden waren und sich fast eingebürgert hatten, waren nicht so leicht zu verdrängen, auch wurde der Handel mit einheimischen Weinen, die so viel Zwischenhändler zu passieren hatten, viel zu ungewissenhaft betrieben, als daß sie imstande gewesen wären, die alte gut eingeführte Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen. Der Herr Pfarrer und der Herr Gutsbesitzer tranken ihren Ungar oder Tokayer, der Börsenjobber und die Grisetten ließen die Champagnerperfrapsen knallen, auf dem Tische eines jeden besser begüterten Mannes aber mußte mindestens Bordeaux oder Riesling prangen, denn einheimischer Wein wäre nicht standesgemäß gewesen. — Doch die letzten Jahre riefen auch auf diesem Gebiete

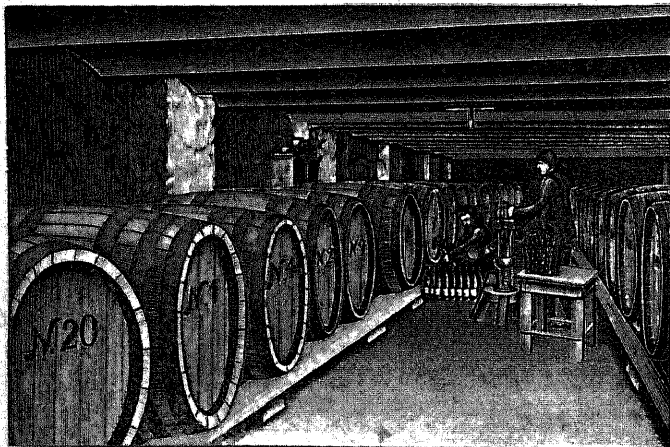
eine gewaltige Veränderung hervor und ließen besonders in der Krim nachholen, was man bislang versäumt hatte. Auf der Taurischen Halbinsel, inmitten einer subtropischen Vegetation, in der Oleander, Magnolien, Tulpenbäume, Bignonien, Myrten, Kamelien, Mimosen, Granaten und Papiermaulbeerbäume mit riesigen Gärten und Olivenhainen abwechseln, befinden sich heute Weinberge, von denen ein Tropfen in die Welt hinausgeschickt wird, der gewiß den größten Ansprüchen eines Kenners stand hält.

Die größte dieser Anlagen ist das Weingut „Chasta“ bei Gurzuf, von dem wir unseren Lesern heute einige Abbildungen bringen. Gurzuf liegt an der Südküste der Krim, 13 Werst östlich von Jalta und, weil durch das Gebirge vor allen Winterwinden aus N. und W. geschützt, in einer für den Weinbau ganz vorzüglichen Lage, besteht aus dem bekannten Kurort mit großen Parkanlagen, sowie dem dicht daneben liegenden Tatarendorfe mit etwa 1000 Einwohnern. Das Weingut Chasta, direkt über Gurzuf und zirka fünfzehn Minuten entfernt davon gelegen, besitzt zwanzig Dessjatinen Weinberg mit 200,000 Weinstöcken und wurde in den 80er Jahren von dem in der Krim rühmlichst bekannten Weinbauer Dabber angelegt, der es im Jahre 1889 an einen Franzosen veräußerte. Seit dem Jahre 1898 gehört das Gut Herrn Gustav Biedermann, einem Sohne des verstorbenen hiesigen Großindustriellen H. Biedermann. Hatten seine Vorgänger schon alles angewandt, um die Weinkultur zu heben und die besten Weinsorten zu erzielen, so geht

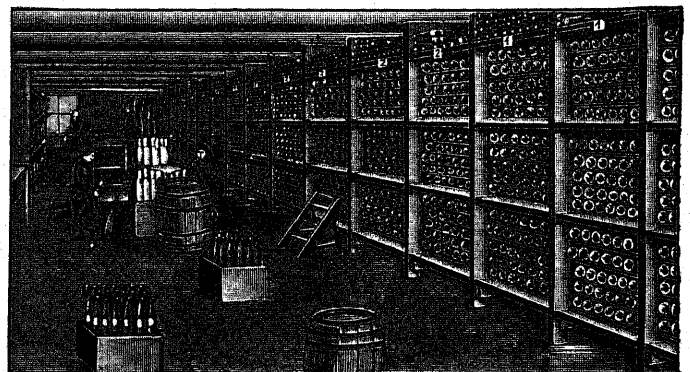
hört Herrn Biedermann, dem hierzu ja schließlich auch die Mittel zur Verfügung standen, der Verdienst, den Höhepunkt dieser Bestrebungen erreicht zu haben. Angebaut sind: Rheinweinträuben, französische Weißwein-, Tokayer-, Muskateller-, französische Rotwein-, Porto-, Madeira- und Malagatrauben. Die Gewinnung des Weines aber geschieht in derselben Weise, wie in den alten Weinbergen des Rheingaus und



Niederlage in Lodz, Petrusauer-Straße Nr. 99.



Fass-Kellereien in Lodz.



Glasen-Kellereien in Lodz.

in Burgund. Die Ernte dauert in der Regel 3 Wochen, wobei 4 Keltereien tätig sind. Nach sorgfältiger Entfernung aller faulen Beeren kommen die Trauben zunächst auf die Abbeermaschine, von wo die zerkleinerten Beeren der weißen Traube auf die Kelter gelangen und der Most abgepresst wird, um dann in die in Gärkellern bereitstehenden Fässer zum Vergären gepumpt zu werden. Die zerkleinerten Beeren der blauen Traube werden nun in große Bottiche getan, in denen nun die Gärung vor sich geht, wobei der rote Farbstoff durch die Tätigkeit der Hefe aus den Beerenhäuten gezogen wird. Erst nach vollendeter Gärung in den Bottichen wird dann der Rotwein abgekeltert und in Fässer gepumpt. Auf diese rein natürliche Weise wird der „Chasta“-Wein gewonnen, der namentlich hier in Lodz und Umgegend eine so ungeheure und wohlverdiente Verbreitung gefunden hat. Da der Besitzer des Weingutes „Chasta“, Herr Gustav Biedermann, von dem Wunsche befeuert ist, seine Weine von Jahr zu Jahr zu veredeln und auch weder Mühe noch Kosten scheut, dieses Ziel zu erreichen, so steht zu erwarten, daß die ausländische Konkurrenz damit mehr und mehr aus dem Felde geschlagen wird. Von der hiesigen Niederlage und seinen Keltereien bringen wir unseren Lesern auch einige Abbildungen.



Zu unseren Bildern.



Die Beerdigung des Hauptmanns von Goeben. Die Beerdigung des Hauptmanns von Goeben, von der wir unseren Lesern Seite 90 ein Bild bringen, hat am Mittwoch in aller Stille auf dem evangelischen Friedhofe in Allenstein stattgefunden. Durch Militär-Patrouillen war der Kirchhof abgesperrt, so daß nur wenige Leidtragende der Beerdigung beizuhören konnten. Die Mutter des Hauptmanns ließ sich unmittelbar vor der Bestattung den Sarg noch einmal öffnen und verließ dann den Friedhof, ohne an der Beerdigung teilzunehmen. Der Sarg war mit prächtigen Kränzen geschmückt und wurde von acht Artilleristen zur Gruft getragen, geleitet von mehreren Offizieren, sowie zwei Mitgliedern des Kriegesgerichtes und Verwandten des Unglücklichen. Auch ein Geistlicher nahm an der Bestattung teil, allerdings nicht im Ornat. Nachdem der Sarg in die Erde gesenkt war, verrichteten die Teilnehmer ein stilles Gebet. —

Zum hundertsten Geburtstage Bluntschlis. (Porträt anstehend.) Am 7. März waren hundert Jahre verflossen, seit Johann Kaspar Bluntschli, der berühmteste Rechtslehrer der Schweiz, das Licht der Welt erblickte. Mit 22 Jahren bekleidete er bereits eine Richterstelle in Zürich. Zunächst stark radikal, wurde er durch

die Weiterentwicklung des Radikalismus abgestoßen und wandte sich der konservativen Richtung zu. Er verteidigte diesen Umschwung in mehreren Schriften, die damals großes Aufsehen erregten und ihn an die Spitze der konservativen Partei stellten. Als solcher trat er dann an die Spitze des großen Rates, dem er bis 1845 angehörte. 1848 siedelte er nach München über, wo er eine große Anzahl rechtswissenschaftlicher Werke veröffentlichte, die seinen Ruf weithin verbreiteten. 1861 ging er nach Heidelberg als ordentlicher Professor und war hier der Begründer des gemäßigt-liberalen Umschwunges und der Verfassungsreform. Seine späteren Werke beziehen sich meist auf sein Lieblingsthema, das Völkerrecht, das er ausführlich in mehreren Schriften behandelt hat. Seine Freunde haben daraufhin 1882, also ein Jahr nach seinem Tode, eine Bluntschli Stiftung ins Leben gerufen, aus deren Zinsen Preise für die Bearbeitung völkerrechtlicher Fragen verleiht werden.

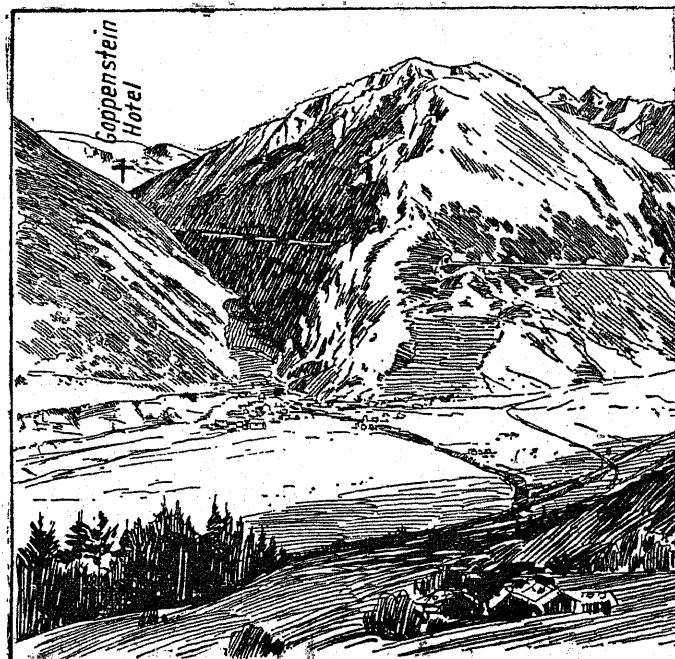


Joh. Kaspar Bluntschli

Lawinensturz am Lötschbergtunnel. (Abbild. untenstehend.) Am Sonnabend Abend vergangener Woche gegen 8 Uhr ging eine ungeheure Lawine in Goppenstein nieder; das von dem französischen Bauunternehmen des Lötschbergtunnels errichtete Hotel und die Post wurden durch den Luftdruck weggerissen, während die Angestellten des Tunnelhauses im Speisesaal des Gasthauses gerade beim Abendessen saßen. Dreizehn von ihnen wurden getötet, fünfzehn verwundet, darunter vier schwer.

Zum Brande des Meininger Hoftheaters. (Abbildungen Seite 92.) Das kleine Hoftheater in Meiningen, klein an Umfang, aber imposant an Ruf, ist am Mittwoch nachmittag ein Raub der Flammen geworden. Der Vater des greisen Herzogs Georg hat es seinerzeit erbaut und Ende des Jahres 1831 eröffnet. Aber aus der kleinen privaten Kunststätte, die nur 750 Menschen aufnehmen konnte, ist im Laufe der Jahre eine Bühne herangewachsen, die namentlich unter dem persönlichen Einflusse des Herzogs Georg eine Kunststätte ersten Ranges geworden ist, welche sich zu einem

Beispiel für alle anderen Bühnen gemacht hat und dem Namen der „Meininger“ einen Weltruf geschaffen hat. Alle Bühnen des europäischen Festlandes, ja auch die amerikanischen sind in die Fußstapfen der Meininger getreten, und wo die Meininger als Gast weilten, waren die Häuser überfüllt, gleichgültig, ob sie in Petersburg, Wien oder Chicago spielt. Unser Bild zeigt die Kunststätte, die jetzt durch die Flammen vernichtet worden ist. Die eigentliche Brandursache ist noch nicht festgestellt worden. Die Staatsanwaltschaft hat Ermittlungen nach dieser Richtung angestellt, sie ist aber bis jetzt noch nicht zu einem endgültigen Resultat gekommen. Das Feuer ist, wie bekannt, in den Kellerräumen, in denen sich die vor einigen Jahren neu errichtete Zentralheizung befindet, ausgebrochen. Der stellvertretende Heizer mußte mit den Heizungsanlagen keinen Bescheid und war auch nicht vorsichtig genug, um solche richtig bedienen zu können.



Zum Lawinensturz am Lötschberg-Tunnel.

(Fort obenstehend.)

Die Auflösung des magischen Quadrats in unserer vorigen Sonntags-Beilage lautet:

Grab, Rabe, Abel, Best.

Richtig gelöst von: Ella und Claire Lessig, Eduard DREWING, Gregor DREWING, Paul Brückert, Paul Kapke, Alexander Klotz, Regina und Siegmund Reismann, Alfons Breitkreuz, Oscar Janer, Ernestine Döcher, Ch. Döcher, sämtlich in Lodz, Bruno Ziebart in Radogoszcz und Anna Kronmann in Zdunska-Wola.

Die Auflösung des Rätsels in unserer vorigen Sonntags-Beilage lautet:

Schwammbüchse.

Richtig gelöst von: Ella u. Claire Lessig, Paul Brückert, Paul Kapke.



Ergänzungs-Rätsel.

. . . t, . . . ung, p . . . ch, . . . sel,
. a . . . ung, Ge . . . , Str . . . , W . . . b,
J . . . en, G . . . et.

Statt der Punkte sind passende Buchstaben zu setzen, sodaß bekannte Hauptwörter entstehen. Im Zusammenhang müssen die eingefügten Buchstaben ein Sprichwort ergeben.

Silben-Anagramm.

Es — num — rend — tis — chle — ret —
jal — rev — tehs — ne.

Die obigen Wortgruppen sind durch Umstellung der Buchstaben zu Silben zu bilden, die im Zusammenhang einen Sinn spruch ergeben.

Rätsel.

Mit „Sch“ trug es der Krieger in der Hand,
Doch hängt's auch vorn an manches Hauses Wand.
Mit „W“ lebt es im Wald und auf dem Feld;
Weist ist es furchtbar, selten nur ein „Feld“.



Buntes Allerlei.

Kein Wunder.

Eine Frau beklagte sich bitter über ihren grausamen Gatten. Ein Freund riet ihr, ihn liebenswürdig und freundlich zu behandeln und dergestalt glühende Kohlen auf sein Haupt zu häufen. Sie erwiderte: „Das hilft nichts, ich habe ihm schon zwei Kessel kochendes Wasser über den Kopf gegossen, aber es wird nicht anders!“

Der Unterschied.

Fremder: „Kellner, ich lese auf der Karte: Wein für einen Franken und für einen Franken fünfzig die Flasche, Was ist da für ein Unterschied?“

Kellner: „Sie brauchen nur zu subtrahieren, dann haben Sie es gleich.“

Der kleine Kapitalist.

„Nun, mein Junge“, sagte ein alter Herr, der einen Knaben aus dem Sparcassengebäude kommen sah, „du sparst? Das ist recht. Wieviel hast du denn schon?“

„Acht Mark, Herr“, war die Antwort. „Ich hatte schon dreizehn, aber Vater ist in bedrängte Vermögensverhältnisse geraten, und da mußte ich fünf abgeben.“

Humor des Ausländers.

Tommy: „Nicht wahr, Papa, die Frau ist die bessere Hälfte des Mannes?“

Papa: „So sagt man!“

Tommy: „Also, wenn ein Mann zweimal heiratet, dann ist überhaupt nichts mehr von ihm übrig?“

Im Theater.

Auffeher: „Das Mitsingen ist verboten, meine Herren!“
Sindiosus: „A bitte, wir singen ja ganz was anderes!“

Herausgeber und Redakteur A. DREWING.

Boshaft.

Erste Nachbarin: „Wann kommt Ihr Mann gewöhnlich nachts heim?“

Zweite Nachbarin: „Um elf.“

Erste Nachbarin: „So früh wird meiner nicht 'rausgeworfen.“

Sicheres Minenspiel.

„Was machst du hier vor der Börse?“

„Ich spekulier' in Minen!“

„Wieso in Minen?“

„Wenn einer rauskommt und macht 'ne gute Miene, schnorr ich ihn an — macht er 'ne böse Miene, laß' ich ihn laufen!“

Wink.

Ungeschickter Tänzer: „Solch' Tänzchen ist doch ein Hochgenuß.“

Tänzerin: „Und was für ein Vergnügen würd' es erst sein, wenn Ihnen meine Füße nicht fortwährend im Wege wären!“

Die Fliederwochen.

Er: „Weißt du schon, M. und seine Frau haben die Hochzeitsreise in ihrem neuen Automobil angetreten!“

Sie: „Ach, wie herrlich! Und wo bringen sie die Fliederwochen zu?“

Er: „Wo? Na, im Krankenhaus.“

Falsch verstanden.

„Meine Frau und Kinder sind sechs Wochen in der Sommerfrische gewesen.“

„Nun, wie hat es ihnen denn gefallen?“

„Danke, ich habe mich recht gut amüsiert.“

Au!

„Meine Frau ist wirklich sehr tüchtig. Neulich gebe ich ihr Geld, um ein Kleid zu kaufen, und was soll ich Ihnen sagen, sie kommt mit zweien an.“

„Wie ist denn das möglich?“

„Nun, eins hatte sie schon an, als sie wegging.“

Beim Offiziers-Diner.

fordert in vorgerückter Stunde der General den jüngsten Leutnant auf, eine Rede zu halten. Dieser versucht alle möglichen Ausflüchte, doch der General läßt sie nicht gelten und sagt: „Das ist alles ganz egal, Sie müssen reden, und wenn es der größte Blödsinn wird!“ Da erhebt sich der Leutnant, klopft an sein Sektglas und spricht:

„Meine Herren! Soeben hat mich der Herr General aufgefordert, eine Rede zu halten; es sei ganz egal, was ich sagte, und wenn es der größte Blödsinn wäre. In folge dessen erhebe ich mein Glas und bitte Sie, mit mir zu rufen: Der Herr General, Hurra!“

Gutmütig.

„Das ist unerträglich, Trina; ich sehe mich gezwungen, ein anderes Dienstmädchen zu nehmen.“

„Ganz wohl, gnädige Frau. Es ist genügend Arbeit da für zwei.“

Luftiges aus der Schule.

Ein Mal wurde über die Erklärung Christi gelesen. Ein Schüler stotterte gewaltig, so daß er nur mit vieler Mühe die Worte Petri herausbrachte: „Hier-ist's-gut-sein,—laßt-uns-Hütten-bauen“ . . . Hier unterbrach ihn der Lehrer mit der Bemerkung: „Dies besser, oder es giebt Ohrfeigen“, worauf der in feierlichem Tone weiterstotterte: „Dir-eine, Mose-eine, und Eisa-eine.“

In einer Bibelstunde wurde auch über die Erschaffung der Eva gelesen. Nachdem ein Schüler den Satz gelesen hatte: „Gott baute dem Adam aus einer Rippe ein Weib“ passierte es, daß er statt eines zwei Blätter umschlug und zu lesen fortfuhr: „Die war 300 Ellen lang, 50 Ellen breit und 30 Ellen hoch.“

Das gerührte Mädchen.

Ein Mädchen geht aus dem Dienste und weint beim Abschiede fürchterlich. Auf die Beruhigungsversuche der Herrschaft entgegnete sie schluchzend:

„Ach, lassen Sie man; wenn ich's auf einer Stelle auch noch so schlecht gehabt habe, geweint habe ich immer beim Abgange.“

Mißverständene Frage.

Arzt: „Wo haben Sie sich denn verletzt? in der Gegend der Knieschale?“

Kranker: „Nein, in der Gegend des Kriegsministeriums an der Eßlinger Straße.“

Ein Scherzwort.

Die Fürstin Metternich wurde von einem Herrn im Prater gefragt, wie es ihr gehe. „So gut“, erwiderte die geistvolle Dame, „als es einer alten Frau eben gehen kann.“

„Alte Frau!“ protestierte jener lächelnd, „aber Durchlaucht sind ja gar nicht alt!“

„Na, mit fünfzig Jahren! . . .“

„Fünfzig Jahre“, fuhr der Herr fort, „das ist gar kein Alter!“

„Wie man's nimmt“, erwiderte die Fürstin, „für eine Kathedrale ist es wenig, für ein Frauenzimmer ist es ganz respektabel.“